

# Gottfried Keller

Autor(en): **Trog, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **21 (1918-1919)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749188>

## **Nutzungsbedingungen**

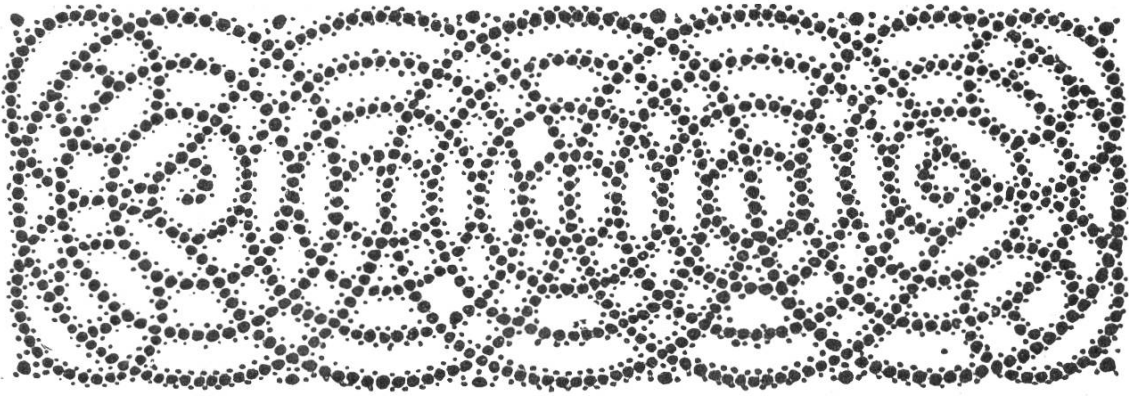
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## GOTTFRIED KELLER

Kein Zweifel: es ist ein Reif auf das Zentenarium von Gottfried Kellers Geburtstag gefallen. Das Land, das für seine geistige, aber, sicherlich, auch für seine Charakter-Ausbildung von ausschlaggebender Wichtigkeit geworden ist; dessen Emporstieg aus schwachen, trüben, unwürdigen Zeiten zur Einigung und Zusammenschweissung er als Fünfzigjähriger erlebt und mit sympathischem Interesse verfolgt hat; von dem das erste Echo liebevollen Verständnisses für sein Schaffen an sein Ohr gedrungen war, ein Echo, das mit den Jahren immer stärker wurde und bei seinem siebzigsten Geburtstag, der sein letztes Lebensjahr einläutete, den Ton einer begeisterten, von den Besten sanktionierten Huldigung angenommen hat: dieses Land wird heute zwar ganz gewiss an dem 19. Juli nicht uneingedenk vorübergehen, und den deutschen werden sich die österreichischen Stimmen gesellen; aber die furchtbaren Sorgen, die über diesen Ländern deutscher Zunge liegen, werden es doch zu einem freudigen, jubelnden Grüßen hinüber zum Genius des größten Dichters der Schweiz nicht kommen lassen. Um so mehr haben wir in der deutschen Schweiz die Pflicht, Deutschland und Österreich zu sagen, in wie hohem Maße wir uns dessen bewusst sind, was Gottfried Kellers Ruhm feinsten, selbständigsten, weitaufgeschlossenen deutschen Köpfen und Seelen verdankt, die den Zugang zu seiner Dichtung in einer Zeit schon fanden, da das Vaterland wirklich noch etwas wie ein Holzboden für Keller war. Das kostbarste Band, das unsere deutsche Schweiz mit dem deutschen Ausland verknüpft, das Symbol gewissermaßen tiefer Kulturgemeinsamkeit germanischen

Wesens in seiner wertvollsten Ausprägung, heißt Gottfried Keller. Er, der Schweizer, ist, wenn man das Wort über die durch Goethe und Schiller umschriebene Demarkationslinie hinaus anwenden darf in einem freieren, losern Sinn — er, der Schweizer, ist ein deutscher Klassiker geworden. Die deutsche Sprache hat wenige erlauchtere Hüter und Mehrer besessen als unsern Gottfried Keller.

Seine Aufenthalte in Deutschland haben Gottfried Kellers Geist weit und tief gemacht. Eine mächtige Intelligenz hat er auf den Lebensweg mitbekommen. Aber es war dann doch ein ganz besonderer Glücksfall, dass ihn die Berührung mit einem so originellen, scharf zufassenden und doch wieder merkwürdiger Innigkeit fähigen Denker wie Ludwig Feuerbach gezwungen hat, wichtigste Komplexe der Weltanschauung, das Verhältnis des Menschen zur Welt und zum Überweltlichen intensiv durchzudenken, sich mit ihnen auseinanderzusetzen nicht nur zu dialektischer Übung und logischem Schachspiel, sondern zur Gewinnung eines festen Bodens für die gesamte Lebensauffassung und Lebenseinstellung in ethischer Beziehung. Den Zusammenhang zwischen Denker und Dichter hat er früh schon als einen engen erkannt und mit einer herrlichen poetischen Klarheit geformt. In dem dichterischen Erstling Gottfried Kellers, dem zierlichen Gedichtband des Siebenundzwanzigjährigen, steht schon das Gedicht, das den scheinbar unversöhnlichen Gegensatz zwischen Dichter und Denker zu überbrücken unternimmt, jedem der beiden seinen Bezirk und seine natürliche und notwendige Funktion anweisend. Eine Strophe mag hier stehen zur Erinnerung:

Ihr seid die feuerschwangere Kraft,  
Vor der der gift'ge Dunst zergeht,  
Sprengt den entlaubten Eichenschaft,  
Der starr und dürr im Wege steht.  
Doch funkelnd aufgezogen  
Sind *wir* der Regenbogen,  
Der von der Erd' zum Himmel lacht,  
Wenn das Gelärm zerflogen.

Und prachtvoll wird der Zug der Denker und der Dichter durch die Welt hin eingeteilt — Trennung und Zusammenschluss zugleich: „Vorán, vorán ihr Bittern, In fegenden Gewittern! *Wir* ziehen heilend, segnend nach Mit klar gestimmten Zithern.“

Es macht eine bestimmende Eigenheit Gottfried Kellers aus, dass er stärkstes geistiges Bedürfnis mit den feurigen Ansprüchen

seiner Dichterseele zu verschmelzen verstanden hat. Wundervoll, wie die Werkstatt Feuerbachschen Denkens ihn keineswegs als einen wohl geistig gestärkten, aber auch gemütlich verarmten, seelisch verkümmerten Schüler und Lehrling entlassen hat, sondern wie das scheinbar Destruktive bei ihm zu Elementen eines bei aller sichern Abgeklärtheit sinnlich und sittlich reichern, volleren Lebensinhaltes geworden ist. Wenn es am Schluss von Feuerbachs *Wesen des Christentums* ausgesprochen und sogar mit einem feierlich-weltlichen Amen besiegelt wird: dass es gilt, dem Leben als solchem religiöse Bedeutung abzugewinnen — so hat die Lehre des deutschen Philosophen in Gottfried Keller diese Forderung, der er von Haus aus vollstes Verständnis entgegenbrachte, erst voll bewusst und zu einem festen Bestandteil seiner Dichterpersönlichkeit gemacht.

Der Pulsschlag politischen Interesses war bei Keller schon frühe ein äußerst lebhafter, ja stürmischer. Die politische Dichtung Deutschlands im Zeichen freiheitlicher Opposition hat recht eigentlich den Dichter in ihm entbunden. Erfrischend tönt's uns aus dieser rücksichtslosen Freiheitslyrik des Bändchens von 1846 entgegen. Die reaktionären Mächte im eigenen Vaterland hatte der helläugige Zürcher, dem der Freisinn etwas so Selbstverständliches war wie dem Fritz Amrain, und zwar ein Freisinn, der sich auch kirchlich ebenso zu bewähren hat wie politisch, so klar erkannt, dass er von vornherein gefeit war vor aller Bewunderung eines die freie Würde des Einzelnen beengenden und erstickenden monarchischen Wesens. Es gibt unter den Gedichten von 1846 ein scharf anklagendes gegen die gute Frau Michel, die von ihrer törichten, unwürdigen Liebe zum König und seinem ganzen Haus nicht lassen will, und die Galle läuft Keller ob dieses Schauspiels über: „Wie lang noch willst du, altes Kind! in deinem Dusel verharren?“ Keller hat diesem Gedicht später die Giftzähne ausgebrochen; wie auch jenem andern, seltsam rührenden von dem schlanken, dem blanken, dem schweren Kürassier. Einst hatte es noch den höhnischen Untertitel „Für Gott, König und Vaterland“, und die blinde Treue zu Gunsten eines Idols wird an den Pranger genagelt. Über den geistlos mechanisierten Militarismus ergeht das Gericht. Das war auch eine Schule, die Keller in Deutschland durchgemacht und die ihm das hohe Gut seines Republikanertums doppelt fest ins Bewusstsein geprägt hat.

Als ich arm, doch froh, fremdes Land durchstrich,  
Königsglanz mit Deinen Bergen maß,  
Thronenflitter bald ob Dir vergaß:  
Wie war da der Bettler stolz auf Dich!

Die unerhörte geistige Reife, die den *Grünen Heinrich* immer aufs neue bewundernswert macht, neben aller rein dichterischen Fülle: sie ist recht eigentlich das Ergebnis der wichtigen Jahre, die Gottfried Keller um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland, in Heidelberg und Berlin, verbracht hat. Diese Zeit ließe sich aus des Dichters Leben niemals wegdenken. Das war seine geistige Reifezeit. Gegen den Reichtum, den er hier für sein ganzes Leben einheimste und aufspeicherte, bedeutet die äußerliche prekäre Lage, deren Keller in Berlin, so wenig wie in seiner Münchener Malerzeit Herr geworden war — man könnte vielleicht sagen: aus jenem merkwürdigen Trieb in seinem Wesen, den er einmal dahin gefasst hat: „Ich lieb es, so mir halb-bewusst, am offenen Abgrund hinzustreifen, und über mir lass' ich mit Lust das Aug' ins grundlos Blaue greifen“ — gegen diesen Reichtum bedeutet jene äußerlich prekäre Lage rein nichts. Kellers innerster Kern war durch keine Lebensmiseren anzufressen und zu verderben. Das gehört mit zum Erstaunlichsten in seinem Leben. Die Fähigkeit, die Disziplin über sich wieder in die Hand zu bekommen, war schließlich doch immer vorhanden; nur überließ der Dichter nicht ungern den Anstoß, diese Fähigkeit in ihm zur Aktivität zu erwecken, einer gewissermaßen außer ihm stehenden Macht, die Zufall zu nennen man doch immer wieder Scheu trägt. Dabei trat dann ein charakteristischer Zug in Gottfried Keller zutage: seine Abneigung gegen alle Kompromisse. Entweder — oder, nicht sowohl — als auch lautet seine große männliche Parole. Er hat in seinen autobiographischen Aufzeichnungen, die unmittelbar nach der Niederlegung des fast fünfzehn Jahre mustergültig besorgten Amtes eines Staatsschreibers niedergeschrieben wurden, die Wichtigkeit solcher klarer Entscheide mit aller Bestimmtheit betont. Zwei derartige hat es in seinem Leben gegeben. Der eine war die unzweideutige Abkehr von der Laufbahn, die er zuerst als die ihm bestimmte glaubte betrachten zu sollen, der des Malers zu der des Dichters. Nicht ohne schmerzvolle Entsagung ist das vor sich gegangen; aber nur keine Zwiespältigkeit der Interessen und der an sie gewandten Arbeit, sondern ein klarer Entscheid! Nicht

Maler *und* Dichter, was ja mehrfach schon vorgekommen ist, ohne jemals zu einer vollen Befriedigung für den Ausübler beider Talente zu führen, sondern Maler *oder* Dichter. „Jene — so hat es Keller in seiner wundervoll anschaulichen Art formuliert — jene blasen behaglich auf der Doppelflöte fort; diese entsagen bei erster Gelegenheit dem einen Rohr, so leid es ihnen tut.“ Keller hat genau eingesehen, wo die stärkere künstlerische Potenz bei ihm lag, und so hat er die Malerei, für die er unstreitig keine alltägliche, wenngleich doch wohl nie zu einer runden Eigenart reichende Begabung einzusetzen hatte, als Beruf resolut in den 1840er Jahren beiseite geschoben und hat für die Dichtung optiert, für die er, abgesehen von der reich und selbstherrlich waltenden Phantasie, seinem „Oberstfeldzeugmeister“, ein Malerauge von einer Feinheit und Schärfe der Beobachtung, zugleich von einer Empfindlichkeit für das Leben der Farbe mitbrachte, die jeder Zeile, welche er mit innerer Anteilnahme aus ästhetischem Vergnügen schrieb, die unvergleichliche Fülle, Leibhaftigkeit, Leuchtkraft verleihen.

Später kam eine Entscheidung ganz anderer Art: aus einem in seiner Ungebundenheit nicht ungefährlichen Literatenleben ist Gottfried Keller zu Anfang der 1860er Jahre in die Beamtenlaufbahn mehr hineingedrängt worden als aus eigenem Antrieb und Entschluss getreten. Der Versuch gelang vollkommen. Es wird immer wieder für die Einsicht der Keller Wohlgesinnten ebenso sprechen wie für seine nur genauer Zusehenden klar erkennbaren ethischen Qualitäten, dass man ihn wiederholt solchen tatkräftigen Eingreifens in sein Schicksal würdig befunden und auf die Unverderblichkeit seines „guten Blutes“ so fest gezählt hat. Wiederum galt es für Gottfried Keller, einem naheliegenden Kompromiss zu entgehen. Es hätte sich denken lassen, dass das Amt, die Staatsschreiberstelle, ihn nicht ganz in Anspruch genommen, dass sich eine Verbindung von amtlicher Arbeit mit der dichterischen hätte bewerkstelligen lassen. Solche Sinekuren, halbe oder ganze, sind für Künstler schon geschaffen worden. Keller hat es nicht beklagt, dass dies bei seiner Stellung nicht der Fall gewesen ist, dass sein Amt ihn vielmehr völlig in Anspruch nahm und ein Dichten im Nebenamt nicht oder nur spärlich gestattete. Er empfand den sauberen Entscheid als eine gute Lösung in dieser Frage. Das Dichten wurde ihm auf diese Weise so wenig zu einer Nebensache wie die Amts-

erfüllung. „Das Experiment musste in Gestalt einer langen Pause vor sich gehen, während welcher die eine Richtung fast ganz eingestellt wurde.“ „Volles und Schweres in der Vielzahl muestndlich“ vollbringen zu können, wird sich nach Gottfried Kellers Überzeugung als Illusion erweisen. „Ich musste mich vom ersten bis zum letzten Augenblick in den Geschäften tummeln und genoss zehn Jahre lang nicht einmal eines Urlaubes, und ich glaube, es ist mir das gesunder gewesen als ein schlfriges System gemischter Bureau- und Mußestunden.“ Gegenüber dem Bohmetum, zu dem Keller etwelche Neigung mitbrachte, empfand er diese fünfzehn Jahre Staatsschreibertum als einen ihm sehr wohlbekmmlichen Zustand: „Die Anlehnung an jene solide Bürgerlichkeit hat einmal stattgefunden, ihren Dienst getan und kann nun — Keller schrieb das 1876 — wieder mit einer andern ungeteilten Existenz vertauscht werden, denn die Hauptsache besteht, nach gewonnener Haltung und Elastizität, nicht sowohl in den sichern Einkünfte, als in der entschlossenen Lebensäußerung“. Prächtige Worte der tiefsten Einsicht, die zeigen, wie erstaunlich hell-sichtig Keller seine Lebensbedingungen und Lebensbedingtheiten übersah — „doch wandle streng auf selbstbeschrnkten Wegen.“

Als die Umarbeitung des *Grünen Heinrich*, eine gerade für eine Natur wie Gottfried Keller wahrhaft heroische Energieleistung, ans Licht trat, hat Heyse geurteilt, er staune immer von neuem, wie zwischen den doch Jahrzehnte auseinanderliegenden alten und neuen Partien dieses mächtigen Romans nicht der leiseste Unterschied an innerer Reife und lauterer Menschlichkeit zu spüren sei. Und so hat Keller an poetische Stoffe und an Niederschriften, die auf seine Berliner Zeit zurückgingen, nach der Wiederaufnahme seiner freien Dichterttigkeit einfach anknüpfen können, als lge zwischen dem Einst und dem Jetzt nur die Spanne von Gestern und Heute. Seine Phantasiewelt war durch die Staatsschreiberjahre nirgends zerrissen oder geschwächt worden. Und das Fertigmachen von Dichtungen im Kopf, ohne dass die Feder in Bewegung gesetzt worden wäre, hat von früh an zu Gottfried Kellers Eigentümlichkeiten gehört.

Wahrhaft wohltuend in unserer Zeit der Hast und Hetze berührt immer wieder die Gelassenheit, mit der Gottfried Keller seine Dichterarbeit vollbringt. Man mag ja finden, er habe gewissen

Hemmungen gelegentlich nur gar zu leicht nachgegeben und das ungeduldige „Mehr“, das ihm einst der Ästhetiker Vischer zurief, sei doch berechtigt gewesen. Dagegen wäre nur zu erwägen, dass dafür in diesem Dichterwerk ein wahrhaft bewundernswertes künstlerisches Niveau eingehalten ist, und dass von eigentlich Gleichgültigem, Nebensächlichem, Belanglosem überhaupt nicht die Rede sein kann. Und das ist doch schließlich das einzig Entscheidende.

Gottfried Keller hat über seine Zeit hinaus gedichtet: drum ist sein Ruhm auch mit den Jahren immer größer geworden; drum kommt uns ein so fabelhaft frischer Luftzug aus seinen Werken entgegen. Es riecht bei diesem freigesinnten Manne nirgends muffig. Auch in seinen politischen und patriotischen Anschauungen nicht. So lieb und heilig ihm sein Vaterland gewesen ist, er hat schon in jungen Jahren gläubig vertrauend das Lied vom Völkerfrieden und vom letzten Menschenglück gedichtet. Und er hat aus dem Schwarz in seiner Heimat nie ein Weiß gemacht. In dieser Hinsicht ist sein letztes Werk, der *Salander*, eine unvergleichliche Mannestat. Nie war er der Gefangene, der Sklave einer Partei. Sein soziales Empfinden braucht sich von den Heutigen keine Katechismusstunde geben zu lassen. Der das Gedicht *An das Herz* schrieb mit dem gewaltigen Nein und Dennoch, der unbedingten Forderung, das Herz offen zu halten, niemals dieses offene Haus dem Nebenmenschen zu schließen, er hat den Weg gekannt, gewiesen, befolgt, der auch in Zukunft der Weg des Heils sein wird: die Voraussetzung aller Weltverbesserung ist, dass der Einzelne mit der Verbesserung bei sich anfängt — „Und lerne früh nur *deine* Fehler hassen!“ Was aber „zusammen erst das Leben ausmacht und es vorwärts bringt“, das hat Gottfried Keller in folgende Kontrastpaare zusammengefasst: „Das Gesetzliche und das Leidenschaftliche, das Vertragsmäßige und das ursprünglich Naturwüchsige, der Bestand und das Revolutionäre.“

ZÜRICH

H. TROG

